

Studientag 10: Demenz und Biographiearbeit

10.4.b Der lange Abschied von einem dementiell erkrankten Menschen¹

Endlich Urlaub – Sonne und Meer genießen, Zeit für mich, um zur Ruhe zu kommen und neue Kraft zu tanken,“ so dachte ich, als ich mich in einem kleinen Ostseedörfchen auf einer Bank am Strand niederließ.

Dort saß bereits ein Mann, der tief in Gedanken schien. Doch bald merkte ich, dass er bitterlich weinte. Als er in allen Taschen seiner Jacke vergeblich nach einem Taschentuch suchte, reichte ich ihm ein Päckchen Papiertaschentücher. Verlegen schaute er auf, nahm die Taschentücher dankbar an und lächelte unsicher „Was mögen Sie nur von mir denken?“ murmelte er.“ Ein Mann, der heult wie ein Kleinkind- das wird schon ein richtiges Weichei sein!“ „Im Gegenteil,“ antwortete ich. „Es gehört heute mehr Mut dazu, seine Tränen fließen zu lassen, als den starken Mann zu spielen.“

Und so kamen wir ins Gespräch.

„Gestern haben wir meine Frau beerdigt,“ begann er zögernd und erzählte dann, dass er geächtet sei vor unehrlichen Beileidsbekundungen und unerwünschten Ratschlägen.

„Jahrelang hat es niemanden gekümmert, wie es ihr geht und wie wir mit ihrer Krankheit zurechtkommen,“ sagte er mit Bitterkeit in der Stimme und fügte dann zu mir gewandt hinzu: „Meine Frau hatte Alzheimer, müssen Sie wissen, und das schon seit über zehn Jahren.“

Es fing damit an, dass sie ständig ihre Brille verlegte, nach ihren Schlüsseln suchte oder ihre Geldbörse nicht mehr fand. Wie oft habe ich da über ihre „Schusseligkeit“ geschimpft und verlangt, sie solle besser aufpassen. Als sie dann aber auf die Namen von guten Bekannten nicht kam und ihr – als studierter Germanistin – einfache Begriffe nicht einfielen oder sie die Dinge völlig falsch benannte, war mir klar, dass mit Hannelore irgendwas nicht stimmte.

Wir waren dann bei mehreren Ärzten, weil wir es nicht glauben konnten oder es einfach nicht wahrhaben wollten, aber wir bekamen jedes Mal dieselbe niederschmetternde Diagnose: Alzheimer – und das mit knapp 50! „Heilen können wir sie nicht, aber den Krankheitsverlauf vielleicht ein bisschen beeinflussen,“ sagten die Ärzte. Ich weiß, dass ich damals gedacht habe: „Nur das nicht, lieber ein Unfall und alles ist vorbei, als solches Sterben in Raten.“

Hannelore war anfangs ganz zuversichtlich. Mit Merktzetteln, Eselsbrücken und kleinen Hilfen durch mich überspielten wir Situationen, in denen ihre Krankheit deutlich wurde. Doch bald gelang das nicht mehr. Sie musste ihre Arbeit im Lektorat eines großen Verlages aufgeben, weil die Fehler sich häuften und sie – wie man uns sagte – „untragbar“ für den Verlag wurde.

Hannelore redete dann immer weniger und wurde immer unsicherer und verwirrter. Alles schien ihr fremd zu sein und machte ihr Angst. Sie reagierte mit Abwehr und Aggression. Ja, ihr ganzes Wesen veränderte sich: War sie früher fröhlich und kontaktfreudig und hatte einen Blick für das, was den anderen gut tat, so zog sie sich immer mehr in sich selbst zurück und lebte in ihrer eigenen Welt.

Manchmal war sie auch hemmungslos wütend, beschimpfte jede und jeden, schlug wild um sich und war kaum zu beruhigen. Sie gebrauchte ungeniert die übelsten Schimpfwörter, die ihr früher nie über die Lippen gekommen wären, pöbelte völlig fremde Menschen an und ließ sich auch von mir nichts mehr sagen.

Dann konnte sie auch nicht mehr allein in unserem Haus sein, denn sie hatte jedes Zeitgefühl verloren, stellte den Herd an und vergaß es, sie verletzte sich mit einem Küchenmesser oder hätte beinahe ein Putzmittel getrunken, oder sie lief davon und fand nicht mehr zurück, so dass sie schließlich von der Polizei zurückgebracht werden musste.

Da ich die Leitung meiner Firma nicht einfach abgeben konnte, engagierte ich zwei Frauen aus Polen, die sich abwechselnd liebevoll um Hannelore kümmerten, ihre Körperpflege übernahmen, die Inkontinenzeinlagen wechselten und für den Haushalt zuständig waren.

¹ aus: Geiter, Heinke: Weil der Tod zum Leben gehört : Abschied vor dem Ende Esslingen, 2015 Hospizverlag S. 202-206

Studientag 10: Demenz und Biographiearbeit

Seit etwa fünf Jahren hat Hannelore mich nicht mehr erkannt und die Polinnen oft gefragt: „Was macht der fremde Mann hier? Er soll verschwinden!“ Mich hat sie aufs Unflätigste beschimpft und sehr abwehrend reagiert, wenn ich sie nur leicht berührt habe. Vielleicht können Sie sich vorstellen, wie weh das getan hat. Ich kam mir so hilflos und ohnmächtig vor, und das machte mich manchmal richtig wütend. Auch wenn ich das vor ihr verbergen wollte, hat Hannelore das immer gespürt und wurde dann selbst furchtbar aggressiv.“

Ehe ich etwas sagen konnte, fuhr er fort: Als Freunde von uns eine solche Szene miterlebten, waren sie schockiert und rieten mir dringend, Hannelore sofort in ein Heim zu geben. Andere Freunde und Kollegen zogen sich wortlos zurück und hatten immer eine Ausrede, wenn ich mal nach der Arbeit ein Bier mit ihnen trinken wollte. Nach Hause konnte ich sowieso niemanden mehr einladen. Irgendwie hatte sich dann auch das Gerücht verbreitet, dass meine Frau Alkoholikerin sei, und da war man mit dem Urteil „Säuferin“ und „selber schuld“ schnell bei der Hand.

Solange ich es konnte, wollte ich für Hannelore sorgen und sie nicht in einem Pflegeheim unterbringen. So bin ich tagsüber meiner Arbeit nachgegangen und habe mich abends und an den Wochenenden um Hannelore gekümmert. Anfangs sind wir noch spazieren gegangen und konnten über Dinge aus ihrer Kindheit reden, an die sie sich noch erinnerte, später habe ich sie im Rollstuhl in den Park gefahren oder ihr wieder und wieder alle Kinderlieder vorgesungen, die ich kannte. Das schien neben dem Essen das einzige zu sein, woran sie noch Freude hatte. Manchmal war sie tief berührt von Bachs Orgelmusik, die sie früher sehr geliebt hatte. Dann strahlte ein glückseliges Lächeln auf. Aber gleich darauf konnte sie in lautes Weinen ausbrechen, sie war schier untröstlich und ließ sich von mir überhaupt nicht beruhigen.

Damals war ich häufig deprimiert, und das wirkte sich sofort auf Hannelores Stimmung aus. Sofort fing sie an zu jammern, auch wenn ich mich bemühte und ihr Fröhlichkeit vorspielte, spürte sie das sofort.

Manchmal fühlte ich mich in ihrer Nähe unheimlich einsam und verlassen, manchmal war ich wütend und hatte dann wieder Schuldgefühle, denn Hannelore konnte dich nichts dafür, oder ich war einfach fertig von der ständigen Anspannung, was sie jetzt wohl wieder anstellt. Wie oft geisterte sie nachts durchs Haus und ließ auch mich nicht zur Ruhe kommen.

Und jetzt ist sie einfach eingeschlafen und am nächsten Morgen nicht mehr aufgewacht. Ich weiß nicht: Bin ich traurig, erleichtert oder einfach nur leer und erschöpft?

Von meiner Hannelore – ich meine, so wie sie wirklich war, vor ihrer Krankheit – hatte ich mich schon lange verabschiedet. So, wie ich für sie ein Fremder war, so war auch Hannelore mir fern, lebte in einer Welt, an der ich keinen Anteil hatte und in die es keine Brücke gab.

Gestern war ihre Beerdigung. Es hat mir gut getan, als der Pfarrer in seiner Beerdigungsansprache noch einmal an vieles aus Hannelores Leben vor ihrer Erkrankung erinnerte und sagte, dass sie jetzt bei Gott geborgen sei in einem Neuen Sein. Wir Hinterbliebenen sollten bei der Frage nach dem „Warum?“ „Warum diese Krankheit?“ nicht stehenbleiben und uns daran aufreiben, sondern darauf vertrauen, dass Gott uns auf unserem Trauerweg begleitet und es gut weitergeht.

Doch als sie dann den Sarg ins Grab hinuntergelassen haben, hätte ich schreien können vor Verzweiflung. Ein irrsinniger Schmerz durchfuhr mich, denn mir wurde schlagartig klar, meine Hoffnung, dass sich Hannelores Zustand noch einmal ändern könnte, sie mich wieder erkennen würde und die alte Vertrautheit und Liebe zwischen uns wieder da wäre, war vergeblich. Vorbei.

Am liebsten wäre ich davongelaufen, habe aber die Beerdigung und die anschließenden Kondolationen irgendwie überstanden. Wie oft wurde mir gesagt: „Sei froh, dass es vorbei ist. Das ist doch eine Erlösung für euch beide.“ Oder: „Schau jetzt nach vorn. Du musst loslassen und stark sein! Die Zeit heilt alle Wunden.“ Oder: „Du schaffst das, andere haben das auch geschafft.“ Oder gar: „Jetzt bist du frei und kannst dein Leben leben, sei froh, dass es so ist...“

„Wenn sie doch bloß den Mund hielten!“ habe ich gedacht.

Als Hannelore noch lebte, hat sich keiner getraut, mich zu fragen, wie es mir dabei geht, und jetzt große Sprüche klopfen. Nein, danke! Ich habe sie alle reden lassen, als ob es mich nichts angehe und war froh, als es vorüber war. Ich wollte nur noch weg und bin gleich heute hierher gefahren. Hier haben Hannelore und ich uns kennengelernt.“

Studientag 10: Demenz und Biographiearbeit

Ehe ich etwas dazu sagen konnte, fuhr er fort: Entschuldigen Sie bitte, wir kennen uns überhaupt nicht, und ich habe Ihnen mein halbes Leben erzählt. Aber danke, dass sie einfach zugehört haben. Das hat mir unheimlich geholfen. Ich glaube, Sie hat der Himmel geschickt.“

Damit stand er auf, reichte mir zum Abschied die Hand und ging festen Schrittes davon.